



Isabel Wolff



# EIN MANN ZUM Geburtstag



Weltbild

Tiere sind die besseren Menschen. Auf jeden Fall aber sind sie bessere Gefährten als Männer. Zu dieser Überzeugung ist zumindest die junge Tiertherapeutin Miranda Sweet nach dem Scheitern ihrer Verlobung gelangt. Doch dann weckt der sympathische Fotograf David in ihr ungeahnte romantische Gefühle. Und mit einem Mal muss sich Miranda statt mit neurotischen Dalmatinern und introvertierten Leguanen mit ihren eigenen Seelenwirren auseinandersetzen.

»Isabel Wolff verfügt über das besondere Talent, Figuren zu schaffen, mit denen sich die Leser wirklich identifizieren können. Ihre Bücher haben einen einzigartigen Charme.«  
Independent on Sunday

»Der neue Spitzenroman von der Bestsellerautorin Isabel Wolff.« Marie Claire

»Wolff ist eine wahre Könnlerin, wenn es darum geht, zugleich ernsthaft und unglaublich komisch zu sein.« Birmingham Sunday Mercury

Isabel Wolff

# Ein Mann zum Geburtstag

Roman

Aus dem Englischen von Ingrid Klein

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Isabel Wolff studierte in Cambridge Literatur und arbeitete lange Jahre als Journalistin für die BBC. Sie lebt mit ihrer Familie in London. Ihre Romane wurden in 29 Sprachen übersetzt.

Die englische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel Behaving Badly bei HarperCollins, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Isabel Wolff

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Ingrid Klein

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-865-2

Für Greg

Mut ist der Preis,  
den das Leben einfordert,  
um Frieden zu gewähren.

Amelia Earhart

# KAPITEL I

»Alles so weit zu Ihrer Zufriedenheit, Miranda? Miranda ...?«

Langsam tauchte ich aus meinem Tagtraum auf.

»Was?«

»Ich wollte wissen, ob jetzt alles zu Ihrer Zufriedenheit ist«, wiederholte Clive, mein Handwerker. War jetzt alles zu meiner Zufriedenheit? Ich ließ mir die Frage durch den Kopf gehen, war mir da aber nicht so sicher. »Es ist nämlich so, dass ich gegen fünf in Barnes sein muss«, erklärte er und begann, seine farbbekleckerten Abdeckplanen einzusammeln. »Wenn Sie also nichts dagegen haben ...« Ich gab mir einen Ruck, verbannte die schmerzlichen Gedanken und konzentrierte mich auf ihn.

»Oh. Ja. Natürlich. Sie wollen gehen.« Ich warf einen Blick auf meinen neuen Arbeitsplatz – mein neuer Arbeitsplatz und auch mein neues Zuhause. In nur drei Wochen hatte Clive die halb verfallene St. Michael's Mews Nummer sechs in ein schickes Büro mit einem kleinen Wohnbereich darüber verwandelt. Der Immobilienmakler hatte unter der Voraussetzung, dass ich das Objekt selbst renovierte, eine annehmbare Miete verlangt – annehmbar jedenfalls nach Primrose-Hill-Maßstäben.

»Danke, Clive«, sagte ich. »Es sieht wundervoll aus.«

Bedächtig spitzte er die Lippen, dann tupfte er sich mit einem zerknitterten Taschentuch den Hals ab. »Jaaa ... tja, ich muss gestehen, ich bin auch ziemlich zufrieden. Ich habe die gesamte Elektrik durchgecheckt«, fügte er hinzu, während ich nach meiner Handtasche griff, »und das Dach habe ich auch noch mal überprüft. Es ist in Ordnung. Kann ich sonst noch was für Sie tun?«

Mit dem flauen Gefühl im Magen, dass es sich um meine letzten Ersparnisse handelte, stellte ich den Scheck aus. »Nein. Ich glaube nicht. Es sieht alles ... großartig aus.« Ich betrachtete die frisch gestrichenen eierschalenfarbenen Wände, die glänzenden Fußleisten und knipste die Beleuchtung probeweise an und aus. Ich zog die grünen Jalousien hoch und ließ sie wieder runter und probierte die Schublade meines neuen Schreibtisches aus. Ich überprüfte den neu verlegten Holzfußboden und vergewisserte mich, dass die Sicherheitsschlösser an den Fenstern funktionierten.

»Haben Sie genug Bücherregale?«, fragte er und verstaute seine Farbpinsel. Ich nickte. »Na gut, wenn Sie mit allem zufrieden sind, haue ich jetzt ab.«

Ich überflog ein letztes Mal meine Checkliste. »Da wäre nur noch eins – das Firmenschild.« Ich hob das Keramikschild, eine Spezialanfertigung, hoch und hielt es ihm hin. »Würden Sie das bitte noch anbringen?«

»Sicher.« Wir gingen nach draußen und schirmten die Augen vor dem grellen Sonnenlicht ab. »Ohne das können Sie Ihre neue Praxis ja schlecht eröffnen, nicht wahr?«, sagte Clive freundlich. Er nahm den hinters rechte Ohr geklemmten Stift und markierte routiniert und flink die Backsteinmauer; dann fing er an zu bohren, und eine kleine rosa Staubwolke segelte auf das Kopfsteinpflaster.

»Gibt's schon genug Kundschaft?«, fragte er, während er das Schild festschraubte.

Mein Magen machte einen Flickflack. »Noch nicht so recht.«

»Keine Sorge«, versicherte er mir. »Das kommt schon noch. So. Fertig. Alles erledigt.«

Er trat einen Schritt zurück, und wir würdigten sein Werk gebührend. Auf dem Schild war ein Hund zu sehen, der auf einer typischen Psychiatercouch lag. Darüber stand:

»Fröhliche Vierbeiner«. Darunter, in kleinerer Schrift: »Miranda Sweet, Tiertherapeutin«.

Clive öffnete per Fernbedienung die Tür seines Vans. »Ich kenne einige, die Ihre Ratschläge bitter nötig hätten«, meinte er, während er seine Ausrüstung in den Wagen warf. »Da wären zunächst mal meine Nachbarn. Sie haben diesen Labrador. Ein schöner Hund, aber er hat 'ne echte Macke.« Er schüttelte den Kopf. »Er bellt den ganzen Tag wie verrückt.«

»Der Arme. Wahrscheinlich lassen sie ihn immer allein, also will er nur sein Herrchen und sein Frauchen zurückrufen.«

»Kann sein«, zuckte er die Achseln und öffnete die Fahrertür. »Aber meine Frau und ich könnten die Wände hochgehen. Wie auch immer, rufen Sie mich an, wenn irgendwelche Probleme auftreten, Miranda, ansonsten ...«, er setzte sich hinters Steuer, »... viel Glück. Machen Sie's gut«, fügte er bedächtig hinzu und startete den Motor. »Passen Sie auf sich auf.«

»Danke, Clive.« Ich lächelte. »Ich tue mein Bestes.«

Clive fuhr durch die Mews, bog rechts in die Regents Park Road ab, hupte noch zweimal zum Abschied, und weg war er. Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr – es war zehn Minuten vor vier. Daisy würde gleich mit Hermann kommen, um den sie sich fast einen Monat lang gekümmert hatte. Sie war eine wundervolle Hilfe gewesen, seit »es« – wie ich den Vorfall inzwischen nannte – passiert war. Ich weiß nicht, was ich ohne sie gemacht hätte ...

Während ich die Farbspritzer auf den Fensterscheiben wegwischte, fragte ich mich, wie Hermann es wohl aufnehmen würde, wieder bei mir zu sein. Von gelegentlichen Besuchen mal abgesehen, hatten wir uns kaum gesehen, sodass er wahrscheinlich kühl und zurückhaltend reagieren würde. Er hatte unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, dass er sich von mir vernachlässigt fühlte, und ich hatte ihn ja auch vernachlässigt. Aber die Situation hatte mich schlicht und einfach überfordert. Es war der Schock. Dieses Das-passiert-mir-nieim-Leben, das dann doch passiert war. Nicht nur, dass meine Beziehung zu Ende war, sondern wie es passiert war – und dass ich Alexander so falsch eingeschätzt hatte. Als Tiertherapeutin muss man auch in der Lage sein, Menschen richtig einzuschätzen, aber bei ihm hatte ich gründlich danebengelegen.

Ich kratzte mit dem Daumnagel an der Fensterscheibe herum und warf einen Blick auf die anderen Geschäfte in den Mews. Da war das kranial-sakrale Therapiezentrum am Ende der Straße und das Aromatherapiestudio in Nummer zwölf. Zwei Türen weiter war eine Osteopathin und ein Hypnotiseur in Nummer zehn. Mit dem Chiropraktiker direkt gegenüber und dem chinesischen Kräuterheilkundigen in Nummer neun waren die St. Michael's Mews eine Oase von alternativen Therapeuten und deshalb der perfekte Ort für mein Gewerbe.

Ich hatte ihn Ende April entdeckt. Mark, ein Fernsehregisseur und Freund von Alexander, hatte uns zum Essen eingeladen, um den Abschluss der Dreharbeiten für Land ahoi! zu feiern, einen aufwendigen historischen Mehrteiler, vergleichbar etwa mit Hornblower, indem Alexander seine erste Hauptrolle spielte. Und jetzt dachte ich

niedergeschlagen daran, dass der Sendetermin näher rückte. Ob ich es über mich bringen würde, mir den Film anzusehen? Ob ich es ertragen könnte, ihn zu sehen? Nein. Allein der Gedanke verursachte mir Übelkeit ... Wie auch immer, Mark hatte einen Tisch bei Odettes in Primrose Hill bestellt, und Alexander und ich waren zu früh dran, sodass wir noch einen Spaziergang machten. Hand in Hand schlenderten wir den Hügel hinauf, unterhielten uns darüber, wie Land ahoi! wohl seine Karriere befördern würde, und als wir wieder hinuntergingen, sprachen wir über meine Arbeit. Während wir überlegten, wo ich meine neue Tiertherapie-Praxis eröffnen und wie ich sie nennen sollte, bogen wir plötzlich in die St. Michael's Mews ein. Angetan von der ruhigen Atmosphäre, stellte ich fest, dass es hier so gar nicht aufgemotzt und schnecke wirkte wie in vielen anderen restaurierten Londoner Straßen; es sah eher etwas bohèmemäßig aus. Dann entdeckte ich über der Tür von Nummer sechs das Schild »Zu vermieten«. Es war, als hätte mir jemand einen Stoß versetzt.

»Dies hier wäre perfekt«, sagte ich, während wir durch die zerbrochene Fensterscheibe in das staubige Innere linsten. »Meinst du nicht auch?«

»Also, der Standort eignet sich prima.«

»Gleich in der nächsten Straße ist eine Tierhandlung, und in dieser Gegend haben jede Menge Leute Haustiere, und der Hill ist nur wenige Meter entfernt. Dies hier wäre der perfekte Standort für meine neue Praxis, ein Ort, an dem man fröhlich und zufrieden arbeiten kann«, wiederholte ich glücklich.

»Dann solltest du sie ›Fröhliche Vierbeiner‹ nennen.«

»Einverstanden – ist gebongt.«

Da stand ich also und konnte mich gar nicht wieder einkriegen vor Begeisterung über dieses rundum passende Mietobjekt. Ich notierte mir die Telefonnummer des Immobilienmaklers und nahm nicht eine Sekunde lang an, dass die St. Michael's Mews Nummer sechs bald gleichzeitig meine neue Wohnadresse werden würde. Ich war erst kürzlich zu Alexander gezogen, und wir waren sehr glücklich – tatsächlich waren wir so glücklich, dass wir uns gerade erst verlobt hatten. Wir wollten fürs Erste in seiner Wohnung in Archway bleiben und später gemeinsam etwas Geeignetes kaufen. Aber erst vor knapp einem Monat war »es« passiert, und quasi über Nacht hatte sich alles geändert ...

Ich ging ins Haus, atmete tief den zitronigen Geruch der frischen Farbe ein und machte mich weiter ans Auspacken. Ich habe nicht sonderlich viele Sachen. Ich besitze keine Möbel, weil ich nie eine eigene Wohnung hatte; ich habe nur meine Kleidung, einige Küchenutensilien und meine Bücher.

Aus der Bücherkiste zog ich Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren von Charles Darwin hervor, Konrad Lorenz' Das so genannte Böse – ein Klassiker; Vorlesungen über Tierpsychologie von Justin Lyle und Kaninchen verstehen. Ein Ratgeber für artgerechte Haltung von Anne McBride. Ich packte meine ungefähr dreißig Bücher über Tierverhalten sowie all meine alten Lehrbücher über Tiermedizin aus; und als ich sie ins Bücherbord stellte, war ich erneut unglaublich froh, nicht mehr als Tierärztin arbeiten zu müssen. Ich wollte immer Tierärztin werden – ungefähr seit meinem achten Lebensjahr –, etwas anderes hatte ich nie in Erwägung gezogen. Also studierte ich

Tiermedizin in Bristol, um anschließend fünf Jahre als Tierärztin zu praktizieren, doch schon bald war ich total desillusioniert. Ich weiß nicht genau, wann es begann, aber ich empfand meine Arbeit zunehmend als Belastung, und mir wurde klar, dass die Erfüllung meines Kindertraums nicht im Entferntesten so erfüllend war, wie ich es mir erträumt hatte. Es waren weniger die vielen Überstunden – ich war jung genug, um das locker wegzustecken –, es war der ständige emotionale Stress.

Natürlich war es wundervoll, kranke Tiere heilen zu können. Zu sehen, wie schlecht es einer Katze ging, die von ihrer weinenden Besitzerin gebracht wurde, und diese Katze dann topfit wieder nach Hause zu schicken war befriedigend. Aber allzu häufig kam es anders. Die Art und Weise, wie Leute Wunderdinge von mir erwarteten, die hysterischen nächtlichen Anrufe, die mich um den Schlaf brachten. Die Art und Weise, wie einige Leute – besonders die reichen – sich über die Kosten beklagten. Aber das Schlimmste, das, was ich am wenigsten ertragen konnte, war, ein Tier einzuschläfern. Es ging dabei weniger um die sehr alten oder die unheilbaren Fälle – meine Ausbildung hatte mich darauf durchaus vorbereitet. Nein, was ich nicht ertragen konnte, war, wenn Leute von mir verlangten, junge, gesunde Tiere zu töten. So bin ich übrigens zu Hermann gekommen.

Ich arbeitete in East Ham als Vertretung, und eines Morgens tauchte eine sonnenstudiogebräunte Frau um die vierzig mit ihrem kleinen Dackel auf – einem Rüden mit glattem schwarzbraunem Fell, schätzungsweise ein Jahr alt. Er sah besorgt aus, allerdings sehen Dackel – das ist nun mal ihre Natur – immer besorgt aus, so als hätte es gerade eben einen Börsensturz gegeben. Aber dieser Dackel hier sah aus, als hätte sein letztes Stündlein geschlagen, was auch tatsächlich der Fall sein sollte. Als ich ihn auf den Untersuchungstisch hob und mich nach seinem Problem erkundigte, antwortete die Frau, er habe gerade ihr Kind »angefallen« und sie wolle ihn deshalb einschläfern lassen. Ich weiß noch, dass ich sie vollkommen schockiert ansah und nachfragte, was genau denn passiert sei, und sie erklärte, er habe ihre fünf Jahre alte Tochter, die ganz »lieb« mit ihm spielte, plötzlich »richtig gemein« in die Hand gebissen. Als ich mich erkundigte, ob die Hand ihrer Tochter genäht werden musste, verneinte sie zwar, behauptete aber, der Biss von dem »heimtückischen kleinen Scheißer« habe stark geblutet.

»Hat er so etwas schon einmal getan?«, fragte ich, während der Hund auf dem Tisch wie der Inbegriff einer Tragödie wirkte.

»Nein«, gab sie zu. »Das war das erste Mal.«

»Und Sie wollen, dass ich ihn einschläfere?«

»Das will ich. Es könnte schließlich wieder passieren, nicht wahr, und nächstes Mal noch viel schlimmer ausgehen. Ich meine, man will doch keinen tollwütigen Hund behalten, oder?«, sagte sie naserümpfend. »Nicht, wenn man kleine Kinder hat. Und wenn er nicht mein Kind anfällt, dann vielleicht ein fremdes, und ich habe noch einen Prozess am Hals.«

»Ich verstehe Ihre Besorgnis, aber haben Sie gesehen, was genau passiert ist?«

»Nun ja, nein. Eigentlich nicht. Ich hörte Leah schreien, dann kam sie weinend in die Küche gerannt und sagte, der Hund habe sie in die Hand gebissen. Genau so!«, giftete sie und demonstrierte es mir, indem sie mit der Hand nach mir schnappte.

»Wahrscheinlich ist das eine schlechte Veranlagung. Eigentlich wollte ich sowieso keinen

Hund, aber mein Mann hat ihn vom Freund eines Freundes bekommen. Glatte vierhundert Pfund hat er für ihn bezahlt«, murmelte sie säuerlich. »Und sie haben jeden Eid geschworen, dass Dackel sehr gut mit Kindern umgehen können.«

»Tja, gewöhnlich können sie sehr gut mit Kindern umgehen. Sie haben von Natur aus ein sehr freundliches Wesen.«

»Hören Sie, ich denke nicht daran, auch nur das kleinste Risiko einzugehen, und dabei bleibt's. Er beißt nicht mein Kind und kommt damit durch«, fügte sie empört hinzu.

»Aber es gibt Tierheime, ich finde es unfair ...«

»Aber wer will schon einen beißwütigen Dackel? Mein Entschluss steht fest«, sagte sie und ließ ihre Handtasche aufschnappen. »Sagen Sie mir einfach, wie viel.« Gerade wollte ich den Leiter der Tierarztpraxis konsultieren, weil ich den Hund auf keinen Fall einschläfern wollte, als ich bemerkte, dass er leise jaulte und seinen Kopf schüttelte. Ich hob seine langen Ohren hoch und schaute hinein. Im linken Ohr steckte das abgebrochene Ende einer Kinderstricknadel.

»Du meine Güte«, flüsterte ich. Ich fasste den Hund ganz fest, entfernte vorsichtig die Nadel und hielt sie hoch. »Deswegen hat er Ihre Tochter gebissen.«

Wortlos starrte die Frau die Nadel an. »Oh. Tja ... wie ich schon sagte, sie hat mit ihm gespielt, nicht wahr? Sie hat nur mit ihm gespielt. Sie ist erst fünf.«

»Aber haben Sie eine Vorstellung davon, wie weh das getan haben muss?«

»Er hätte sie trotzdem nicht beißen dürfen!«

Mir fiel beinahe die Kinnlade herunter. »Was hätte er denn sonst tun sollen? Vielleicht einen Anwalt konsultieren? Oder den Tierschutzverein anrufen? Er ist ein Hund. Er hat das getan, was jeder Hund getan hätte.«

»Ja, aber ...«

»Es gibt kein ›Ja aber‹! So verhalten sich Hunde nun mal. Wenn wir sie lange genug malträtieren, dann beißen sie uns eben. Was würden Sie denn tun, wenn irgendjemand Ihnen etwas ins Ohr stieße? Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie sich das gefallen ließen!«

»Ich möchte, dass er eingeschläfert wird«, beharrte sie und stieß mit ihrem beringten Finger nach mir. »Er ist mein Dackel, und ich will, dass er eingeschläfert wird.«

»Nein«, sagte ich entschlossen. »Ohne mich. Ich weigere mich, Ihren Hund zu ermorden«, fügte ich höflich hinzu. Beleidigt sagte sie, in dem Fall würde sie ihn zu einem anderen Tierarzt bringen. Aber ich war einen Schritt schneller. Ruhig und gelassen teilte ich ihr mit, es sei vollkommen unnötig, ihr Glück anderswo zu versuchen, weil ich ihn liebend gern behalten würde. Sie zögerte, dann maß sie mich mit einem sowohl feindseligen als auch beschämten Blick – eine ungewöhnliche Mischung – und ging. Sie hatte mir nicht einmal gesagt, wie der Hund hieß. Also nannte ich ihn Hermann. Das ist jetzt vier Jahre her.

Besonders schwer erträglich war Hermanns Trauer – er winselte untröstlich, nachdem sie gegangen war. Möglicherweise wäre er nicht ganz so unglücklich gewesen, wenn ich ihm die schreckliche Wahrheit hätte sagen können.

»Wein ihr bloß keine Träne nach«, riet ich ihm. »Sie hat dich überhaupt nicht verdient. Du hast es bei mir bestimmt sehr viel besser.« Innerhalb einer Woche schien Hermann

sich meiner Meinung anzuschließen. Er war mir dankbar für meine Pflege, und das war der Beginn unserer Beziehung – seitdem sind wir so gut wie unzertrennlich. Da ihn mein Eingreifen vor einem vorzeitigen Ende bewahrt hatte, begann ich ernsthaft über einen Berufswechsel nachzudenken. Mir war inzwischen durchaus klar, dass in den meisten Fällen nicht die Tiere, sondern die Menschen ein »Problem« hatten und wie interessant es sein könnte, daran zu arbeiten. Eine Woche später besuchte ich einen Vortrag von einem Tierarzt, der sich zu einem Tiertherapeuten weitergebildet hatte. Das würde ich auch machen, beschloss ich; ich würde immer noch mit Tieren arbeiten, genau so, wie ich es mir immer gewünscht hatte, aber ohne den ständigen Druck und Stress.

Zu dem Zeitpunkt hatte ich keine sonderlichen finanziellen Verpflichtungen, also benutzte ich meine Ersparnisse, um erneut die Schulbank zu drücken. Ich zog für ein Jahr nach Edinburgh – zusammen mit Hermann –, um meinen Magister in Tierverhalten zu machen, und es war eine faszinierende Zeit. Wir studierten nicht nur Tiere, die als ständige Gefährten des Menschen gelten, obgleich das einen großen Teil einnahm, sondern wir studierten auch viele andere Arten. Wir lernten etwas über das Verhalten von Primaten, über Zuchtvieh, Vögel und Rehe; und ich besuchte Vorträge über Meerestiere und Tiere im Zoo. Ich habe nichts von dem Gelernten vergessen, dass Eisbären beispielsweise immer Linkshänder sind und dass Hühner Rockmusik lieben und zu dem Rhythmus schaukeln. Dass eine Kuh, mit der man sich freundlich unterhält, mehr Milch gibt und dass eine Katze, wenn sie faucht, eine Schlange imitiert; dass Ameisen eine Art Landwirtschaft betreiben und dass Raben genauso klug sind wie Schimpansen.

Nach meinem Abschluss ging ich zurück nach London und begann, dreimal wöchentlich in einer Tierarztpraxis in Highgate, wo ich früher schon gearbeitet hatte, meine Tiersprechstunden abzuhalten. Das Angebot verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und bald schon gab es einen stetigen Strom von gestörten Dobermännern und gestressten Siamesen, bei denen ich recht gute Ergebnisse erzielte. Ich machte auch Hausbesuche und richtete eine Website ein, auf der man kostenlos meinen Rat einholen konnte. Und dann – erst vor gut einem Jahr – kam dieser unglaubliche Durchbruch.

Jemand vom Fernsehen meldete sich und fragte, ob ich daran interessiert sei, als Expertin in einer neuen Serie über verrückte Tiere zu fungieren; also wurden Probeaufnahmen für Tiere außer Rand und Band gemacht, und ich bekam den Job. Sie hatten jemand Junges, Kompetentes, Weibliches und Telegenisches gesucht, was – wie die Leute netterweise behaupteten – auf mich zutraf. Nicht dass ich glamourös wäre; zunächst einmal bin ich dafür viel zu klein, außerdem trage ich selten Make-up und habe einen jugenhaften Kurzhaarschnitt. Aber ich denke, ich kam ganz gut rüber, weil ich selbstbewusst wirkte – ich wusste, wovon ich redete. Jede Sendung war so angelegt, dass ich erst das Problem analysierte und zehn Tage später überprüfte, ob meine Ratschläge gewirkt hatten. Es gab einige sehr interessante Fälle – einen Polizeihund, der Angst vor Gewitter hatte, und eine Katze, die ausrastete, sobald der Fernseher eingeschaltet wurde. Ein verwirrter Leguan hatte Liebeskummer, und ein Pony wollte sich einfach nicht einfangen lassen.

Zu meiner Überraschung erregte die Serie ziemlich viel Aufmerksamkeit. Jemand schrieb einen Artikel über mich in der Mail und beschrieb mich als »Miss Dolittle«, was

natürlich totaler Quatsch war – ich »rede« nicht mit Tieren, ich versuche nur, mich in sie hineinzusetzen –, und in der Times erschien ein ähnlicher Artikel. Aber diese Öffentlichkeit verschaffte mir neue Kunden, sodass ich beschloss, eigene Praxisräume zu mieten – und so habe ich die in den St. Michael's Mews gefunden ...

Ich vernahm das Knirschen von Autoreifen auf dem Kopfsteinpflaster, als ein Wagen vorfuhr. Als Nächstes hörte ich den hellen Piepton der Zentralverriegelung, dann hastige Schritte.

»Mi-ran-da! I-ich bin's nur.« Ich nahm die Kette ab und öffnete die Tür.

»Wow!« Daisys große braune Augen strahlten vor Begeisterung. »Das ist ja super!« Ich kenne Daisy seit fünfzehn Jahren – wir haben uns in Bristol eine Wohnung geteilt –, und besonders gefällt mir, dass sie immer so optimistisch und mitreißend ist.

»Das sieht einfach super aus!«, wiederholte sie, als sie eintrat, wobei sie Hermann wie ein Baby über ihrer linken Schulter trug. »Und so geräumig! Und so hell! Dein Handwerker hat fantastische Arbeit geleistet.«

»Das stimmt.«

»Und die Mews sind Spitze.«

»Das finde ich auch.«

»Alles wirkt so anheimelnd.«

»Das scheint auch so zu sein. Die Aromatherapeutin und die Osteopathin haben sich bereits vorgestellt, und alle anderen lächeln mich freundlich an.«

»Ich wollte auch immer schon in so einer restaurierten Gegend wohnen – du Glückliche. Du wirst dich hier bestimmt sicher fühlen«, fügte sie hinzu und klemmte sich eine dunkle Haarsträhne hinters Ohr. Ich nickte. »Ist das Hermann auf dem Firmenschild?«

»Natürlich.«

»Er konnte es kaum erwarten, dich wiederzusehen – nicht wahr, Hermann? Sag hallo zu deiner Mummy, Schätzchen.« Hermann sah mich traurig an.

»Hallo, Hermann«, sagte ich, als Daisy ihn mir in die Arme drückte. »Hast du mich vermisst?« Die beiden braunen Punkte über seinen Augen zuckten und legten sich in tiefe, sorgenvolle Falten, dann gab er einen knurrenden Seufzer von sich. »Er ist mir böse«, sagte ich und knuddelte ihn. »Wir waren viel zu lange getrennt. Er braucht noch etwas Zeit. Es tut mir Leid, dass ich dich vernachlässigt habe, Hermann«, beruhigte ich ihn leise. »Aber, weißt du ... es ist so«, ich spürte, wie mir die Stimme versagte, »... dass es ziemlich hart war in letzter Zeit.«

»Geht's dir gut?«, fragte Daisy liebevoll. Ich nickte, aber Hermanns rotbraunes kleines Gesicht war inzwischen verschwommen. »Mach dir keine Sorgen, Miranda«, hörte ich Daisy leise sagen. Ich sank auf einen Stuhl. Sie machte den Reißverschluss ihrer Tasche auf. »Du darfst dir keine Sorgen machen, denn obgleich alles entsetzlich war und du diesen schrecklichen, schrecklichen Schock hattest, weiß ich einfach, dass es dir bald wieder besser gehen wird. Meinst du nicht auch, Hermann?«, fragte sie munter und drückte mir ein Taschentuch in die Hand. Ich presste es auf meine Augen, atmete mehrmals tief durch und spürte, wie meine Panik sich nach und nach verflüchtigte. Hermanns Gesicht zeigte den gewohnten Ausdruck übertriebener Besorgnis. Plötzlich musste ich lächeln.

»Danke, Daisy.« Ich putzte mir die Nase. »Und tausend Dank, dass du dich um ihn gekümmert hast«, ergänzte ich und setzte Hermann ab, der jetzt interessiert den neuen Fußboden beschnüffelte.

»Oh, er hat überhaupt keine Umstände gemacht. Meistens habe ich ihn mit zur Arbeit genommen.« Daisy arbeitet für »Die Partyfee«, eine Event- und Hochzeitsagentur in Bloomsbury. »Die Kunden haben ihn geliebt – und wenn ich keine Zeit hatte, habe ich ihn bei Mum vorbeigebracht. Sie war hin und weg von ihm, und es tat ihr sehr Leid ... Nun ja, es tat ihr sehr Leid.«

»Du hast ihr doch nichts erzählt, oder?«

»Nein. Natürlich nicht.«

»Gut. Was hast du ihr denn gesagt?«

»Ich habe ihr nur gesagt, dass du dich von Alexander getrennt hast und eine Weile hier kampierst, bis die Arbeiten erledigt sind, und dass es eine ... schwierige Zeit war.«

»Das ist gut. Du bist die einzige Person, die davon weiß«, sagte ich leise, während sie ihre Taschen abstellte.

»Keine Angst – meine Lippen sind versiegelt. Aber hast du es denn nicht einmal deiner Mutter erzählt?«, fragte sie und setzte sich. Ich schüttelte den Kopf. Es gibt viele Dinge – bedeutende Dinge –, die ich ihr nie erzählt habe, deren ich mich einfach so sehr schäme, dass ich sie für mich behalten habe. »Aber warum denn nicht?«, fragte Daisy verblüfft.

»Tja, weil sie ziemlich zynische Ansichten übers Heiraten hat, sodass ich schon vorher wusste, was sie sagen würde. Ich habe ihr nur gesagt, dass ich die Verlobung gelöst habe. In erster Linie schien sie erleichtert zu sein, so einer Begegnung mit meinem Vater aus dem Weg gehen zu können.«

»Aber wollte sie denn gar nicht wissen, warum du die Beziehung beendet hast?«

»Nein, wollte sie nicht. Aber sie hat schließlich immer viel um die Ohren – du weißt ja, wie das ist. Mit drei Mädchen im Teenageralter, von den Jungs gar nicht zu reden.«

Daisy nickte verständnisvoll. »Natürlich ... die Jungs ...«

»Wie auch immer, je weniger Menschen es wissen, desto lieber ist es mir.«

»Aber es ist doch nicht so, als hättest du etwas Falsches getan.«

»Nein, aber ...«

»Aber was?«

Ich starrte auf den Sonnenflecken auf der Wand. »Ich finde das Ganze irgendwie ... beschämend. Der Gedanke, dass ich so einen Fehler machen konnte.«

»Aber du konntest es doch nicht wissen. Du konntest nicht wissen, dass Alexander ... so war«, umschrieb sie es taktvoll. »Er schien so, na ja ...«, sie zuckte hilflos die Achseln, »perfekt zu sein.«

»Ja«, stimmte ich leise zu. »Das schien er zu sein.«

»Es gibt also kein Lebenszeichen von ihm?«, fragte sie und zog ihre Wolljacke aus.

»Nein«, sagte ich bitter. »Aber warum auch, wir wissen schließlich beide, dass es vorbei ist.«

»Ich kann dir wirklich nicht verdenken, dass du Schluss mit ihm gemacht hast«, sagte sie. »Es gibt Dinge, die verzeihlich sind«, fuhr sie vorsichtig fort. »Aber das hier war einfach unverzeihlich. Wie auch immer – heute ist Sommersonnenwende«, fuhr sie

entschlossen fort, »ein Wendepunkt – und zwar auch für dich. Du bist dabei, ein neues, glückliches Leben zu beginnen, Miranda, du wirst schwer beschäftigt sein, und ich weiß, dass alles gut wird. Und, wie wäre es jetzt mit einer kleinen Führung?«

Ich erhob mich. »Das wird nicht lange dauern – wie gut, dass Hermann und ich so klein sind.« Ich bin einen Meter fünfundfünfzig Komma fünf groß (bei dieser Größe spielt der halbe Zentimeter durchaus eine Rolle) und schlank. Die Leute bezeichnen mich oft als »zierlich« oder »knabenhaft«. Daisy dagegen ist einen Meter siebenundsiebzig groß und eher kurvenreich. In Bristol wurden wir Pat und Patachon genannt.

Daisy bewunderte das Sprechzimmer mit seinem hellen Fußboden aus Buchenholz und, ja, der Analyse Couch – in praktischem Beige –, dann gingen wir nach hinten in die winzige Küchenzeile.

»Ein süßer Garten«, sagte sie, als wir aus dem Fenster in den kleinen Innenhof blickten. »Mit ein paar Blumentöpfen sieht es bestimmt ganz toll aus.« Dann gingen wir über die schmale Treppe nach oben. Ich trug Hermann, weil Dackel leicht Rückenprobleme bekommen. »Das Oberlicht über dem Bett gefällt mir«, sagte sie. »Sehr romantisch. Du kannst im Liegen die Sterne sehen.«

»Nach Romantik ist mir nun wirklich nicht zumute«, stoppte ich ihren Höhenflug.

»Jetzt nicht. Aber das kommt noch. Eines Tages.« Sie drückte meinen Arm. »Du kommst darüber hinweg, Miranda. Du bist erst zweiunddreißig.«

»Ich fühle mich wie zweiundfünfzig. Es ist der Stress.« Und nicht nur der Stress wegen Alexander, obgleich ich das Daisy gegenüber nicht erwähnte. Wie ich schon sagte, ich habe immer viel verdrängt.

»Gott sei Dank hattet ihr noch keine großen Hochzeitspläne gemacht«, sagte Daisy und warf einen Blick in den Kleiderschrank. Das stimmte. Unsere Verlobung war noch so frisch gewesen, dass wir sie noch nicht einmal allgemein bekannt gemacht hatten. Wir hatten bisher nur den Ring ausgesucht. Daisy sah sich das kleine angrenzende Badezimmer an.

»Ich muss schon sagen, dein Handwerker war wirklich Spitze. Man ist fast geneigt, die Vorurteile gegen seinen Stand zu revidieren.«

»Ich weiß. Er hat weder mehr Geld als veranschlagt verlangt noch den Termin überzogen. Und er hat auch noch jede Menge außer der Reihe erledigt, aus schlichter Freundlichkeit. Er hat mein Bett und den Schreibtisch zusammengebaut; sogar meinen Computer hat er angeschlossen. Ich habe ihm offensichtlich Leid getan.«

»Wusste er, was du hinter dir ... ?« Daisy schluckte den Rest hinunter.

»Nun ja ... er war zu taktvoll, einen Kommentar abzugeben, aber ich glaube, er konnte es sich denken.«

»Und wie ... fühlst du dich?«, erkundigte sie sich und setzte sich aufs Bett.

Ich seufzte tief. »Schon sehr viel besser.«

Sie nahm das Röhrchen mit den Schlaftabletten in die Hand. »Nimmst du die hier immer noch?« Ich nickte. »Also, versuch es mal ohne. Und du musst mehr essen, du bist viel zu dünn.«

»Mmm.« Ich wiege im Moment knapp fünfundvierzig Kilo, es sollten aber mindestens fünfzig sein. Interessanterweise gehörte meine Statur von Anfang an zu den Dingen, die Alexander reizvoll an mir fand, weil er einen Meter sechsundachtzig groß und kräftig ist.

Ihm gefiel, dass ich so klein und jungenhaft aussehe – er behauptete immer, sich dadurch besonders »männlich« zu fühlen. Ihm gefiel, dass ich ihm nur bis zum Kinn reichte. Er zog mich gern in seine Arme direkt unter sein Kinn, und ich fühlte mich dann, als hätte ich unter einem riesigen Felsblock Schutz gesucht und gefunden.

»Es war ... unglaublich«, murmelte Daisy, als wir hinuntergingen. »Und was für eine Enttäuschung«, empörte sie sich. Ich zuckte die Achseln. Männer haben mich schon immer enttäuscht. »Also, ich habe dir ein paar Eier und Brot und Tomaten mitgebracht, und ich werde dafür sorgen, dass du ordentlich isst«, sagte sie energisch.

Während sie eine der Umzugskisten öffnete und eine Schüssel und eine Gabel fand, fragte ich mich wie so häufig – ich kann einfach nichts dagegen machen –, was Alexander jetzt wohl gerade tat. Nur weil es vorbei ist, heißt das ja nicht, dass ich ihn nicht vermisse; und ich war sicher, dass er mich auch vermisste. Abgesehen von allem anderen, sind wir dicke Freunde gewesen; wir haben uns einfach spitzenmäßig verstanden.

Ich hatte ihn vor gut einem Jahr kennen gelernt, gar nicht weit von hier, im Open-Air-Theater im Regent's Park. Ich hatte mir mit Daisy und ihrem Freund Nigel Der Sturm angesehen, eins meiner Lieblingsstücke. Es war einer dieser seltenen zauberhaften Sommerabende mit klarem Himmel und schimmerndem Vollmond; und als die Dämmerung einsetzte, begannen die Lampen am Rand der Bühne zu funkeln. Als Alexander das erste Mal als Ferdinand auftrat, lief ein leichter Schauer durch die Zuschauermenge. Er sah einfach so, nun ja, wundervoll aus – er hat ein schönes Gesicht, volle, geschwungene Lippen, deren Konturen man am liebsten mit der Fingerkuppe nachzeichnen möchte, fein modellierte Wangenknochen, dunkles Haar und blaue Augen. Ich erinnere mich, dass die Schauspielerin, die die Miranda spielte, ihn für göttlich erklärte. Und er nannte sie »Miranda wunderbar! Bewundert, wahr ...«, als wäre sie ein besonders seltenes Kunstwerk. Und obgleich ich das Stück lange nicht gesehen hatte, erinnere ich mich noch an viele Sätze daraus. Ariel, die »Fünf Faden tief« so ergreifend sang, Mirandas verzücktes »O schöne, neue Welt«; und schließlich der wundervolle Moment, in dem Prospero erlöst wird. Denn statt Rache zu nehmen an seinem bösen Bruder, wie er es geschworen hatte, vergab er ihm, was viel mehr Mut erforderte.

»Das Köstlichere liegt im Sittlichsein, nicht im Vergeltungssuchen«, sagte er schlicht. Meine Nackenhaare sträubten sich bei diesen Worten. Dann zerbrach er seinen Stab, trat vor, spreizte seine Hände und bat um Vergebung für sich:

Wie ihr wollt, dass man euch verzeih,  
Setz eure Nachsicht mich nun frei.

Wir waren alle so gebannt, dass ungefähr zehn Sekunden lang Stille herrschte, bevor das Publikum in Begeisterungstürme ausbrach; und dann, als der Applaus schließlich nach drei Vorhängen langsam verebbte, sagte Daisy, sie wolle dem Regisseur John, den sie kannte, gratulieren. Wir gingen also zur Bühnentür, Daisy und Nigel plauderten mit John, und ich stand in ihrer Nähe und umklammerte etwas gehemmt mein Programmheft, als ich mich plötzlich zu meiner Überraschung mit »Ferdinand« unterhielt. Oder, um korrekt

zu sein, er unterhielt sich mit mir. Ich verstand nicht, warum er sich meiner annahm, denn da ich so klein bin, bin ich es gewohnt, übersehen zu werden; also sagte ich nur, wie sehr ich die Vorstellung genossen hätte, was ja auch der Wahrheit entsprach.

»Vielen Dank«, erwiderte er und lächelte mich in einer Weise an, die mir die Hitze ins Gesicht trieb. »Sie hätten eine schöne Ariel abgegeben«, fügte er plötzlich hinzu. »Sie sind so elfenhaft.«

»Oh.« Ich spürte, dass ich erneut errötete. »Es ist ein ... wundervolles Stück ... nicht wahr?«, murmelte ich und versuchte, mein Unbehagen zu kaschieren.

»Und wovon handelt es, Ihrer Meinung nach?« Er zog eine Packung Gitanes aus der Tasche und bot mir eine an. Ich schüttelte den Kopf. Wovon handelte das Stück? Und warum spielte meine Meinung eine Rolle? Erneut war ich bass erstaunt.

»Also«, begann ich vorsichtig, während er mit seiner Zigarette auf die Packung klopfte. »Es geht um Strafe und Versöhnung, nicht wahr? Es geht um die Suche nach Vergebung. Es geht um unser aller Hoffnung auf Erlösung.« Er nickte langsam.

Als Nächstes weiß ich, dass wir alle etwas trinken gingen – ich erinnere immer noch den köstlichen Geruch seiner Zigarette, der uns auf unserem Weg durch den Park begleitete –; und obgleich wir ziemlich viele waren, ergab es sich irgendwie, dass ich im Pub neben Alexander saß. Wir unterhielten uns noch eine Weile über das Stück, und er erzählte mir, dass Shakespeare den Namen »Miranda« extra für Der Sturm erfunden hatte, was mir neu war. Ich wusste immer, was der Name bedeutete – dass er seinen Ursprung im lateinischen mirare, etwas bewundern, hatte –, aber diese Information war neu für mich. Während Alexander und ich unser Bier tranken und den Rest der Gesellschaft inzwischen kaum noch wahrnahmen, fragte er mich nach meiner Arbeit und meiner Familie und erzählte selbst auch ein wenig von sich: dass seine Eltern beide Ärzte waren und nur noch gelegentlich arbeiteten und dass sein Großvater so wie ich Tierarzt war. Als wir eineinhalb Stunden später aufbrachen, hatte ich das Gefühl, mich tagelang mit Alexander unterhalten zu haben. Und als er mich zur U-Bahn begleitete – damals lebte ich in Stockwell –, bat er mich um meine Telefonnummer.

Er ruft bestimmt nie an, warnte ich mich selbst, während ich nach Süden ratterte. Vergiss es. Er war nur freundlich. Aber er rief an. Zwei Tage später rief er an und fragte, ob ich am Sonntag mit ihm zu Joe Allen's essen gehen würde, und zu meiner Verblüffung entwickelten sich die Dinge von da an ziemlich zügig.

Natürlich fühlte ich mich von Alexander körperlich angezogen, geschmeichelt durch seine Aufmerksamkeit, aber ich mochte ihn auch wirklich. Das Zusammensein mit ihm war so ungezwungen, er war so intelligent, und – was eher noch wichtiger war – er brachte mich zum Lachen. Er war fünfunddreißig, hatte Geschichte in Oxford studiert und ein Jahr lang die Schauspielschule besucht. Nach einer kurzen Zeit als Lanzenträger in Stratford machte er zehn Jahre lang Repertoiretheater und übernahm einige kleine Fernsehrollen.

»Aber ich habe nie den großen Durchbruch geschafft«, sagte er bescheiden. »Im Gegensatz zu einigen meiner Zeitgenossen, wie zum Beispiel James Purefoy – er hat eine brillante Karriere gemacht. Ebenso wie Paul Rhys. Sie arbeiten permanent an sich, während meine Karriere immer noch vor sich hin dümpelt.«

»Ich bin sicher, eines Tages hast du Erfolg.«

Er zuckte die Achseln. »Vielleicht. Wer weiß ... ?«

»Dir fehlt nur der richtige Durchbruch.«

»Das stimmt. Bist du jemals verheiratet gewesen, Miranda?«, fragte er mich plötzlich.

Ein kleiner Schauer lief mir über den Rücken.

»Ähem ... Nein. Noch nicht. Ich meine, noch nie. Ich meine, niemals.« Er lächelte. »Und du?«

Er schüttelte den Kopf und erklärte, dass seine letzte Beziehung drei Monate zurückliege, er sich aber nach wie vor »gut verstehe« mit seiner Ex. Und als ich ihn mit klopfendem Herzen fragte, warum seine Beziehung gescheitert sei, zuckte er nur die Achseln und sagte: »Es hat einfach nicht geklappt.«

Gegen Ende dieser ersten Verabredung schwebte ich im siebten Himmel; ich war auf Wolke neun – nein, auf Wolke neunundneunzig –, während wir den Strand entlang zu der entsprechenden U-Bahn-Linie schlenderten. Ich fühlte mich so absurd glücklich, dass ich fremden Menschen zulächelte. Alexander versprach, mich wieder anzurufen – was er auch tat. Im Laufe der Zeit merkte ich, dass ich einfach sehr gern mit ihm zusammen war. Ich liebte seine Wärme und seinen Sinn für Humor. Mir gefiel, dass er ein guter Erzähler war; es gab kein angespanntes Schweigen – er hatte immer viel zu erzählen. Er war nicht egoistisch oder »schauspielerte«, obgleich er durchaus eine skurrile Seite hatte. Mitunter war er etwas impulsiv – handelte instinktiv –, es kam vor, dass er plötzlich überraschende Dinge sagte oder tat. Als er mir beispielsweise zum ersten Mal sagte, dass er mich liebte, befanden wir uns gerade an der Theke für Milchprodukte bei Sainsbury's. Ich beugte mich vor, um einen griechischen Joghurt einzupacken, und plötzlich sagte er: »Ich liebe dich, Miranda. Wusstest du das?«

»Wirklich?« Ich sah ihn erstaunt an.

Er lächelte. »Ja. Wirklich.« Natürlich freute ich mich wahnsinnig – aber was für ein sonderbarer Ort für eine solche Mitteilung. »Du bist wunderbar – du machst deinem Namen alle Ehre.« Nicht lange danach verlobten wir uns, und er ließ Miranda wunderbar! in den Ring gravieren, den ich nicht mehr habe ...

»Und wie sieht es mit Kunden aus?«, fragte Daisy mich jetzt, wobei sie zwei braune Eier in die Pyrex-Schüssel schlug. »Morgen eröffnest du deine Praxis, hast du schon Termine gemacht?«

»Nur zwei.«

»Warum so wenige?«

»Weil ich noch keine Zeit hatte, meine neuen Geschäftsräume bekannt zu geben – so ein Praxisaufbau dauert seine Zeit.«

»Ich verstehe.«

»Aber morgen früh kommt ein depressiver Irischer Setter – und dann hat sich diese Lily Jago gemeldet ...«

»O ja«, unterbrach Daisy mich mit großen Augen. »Die Herausgeberin der Zeitschrift Moi!. Sieht aus wie Naomi Campbell und benimmt sich häufig genauso exzentrisch. Eine Freundin von mir hat mal für sie gearbeitet – sie hat sechs Monate gebraucht, um sich davon zu erholen.«